Das neue Pathos

Jahrbuch 1919

Das Jahrbuch der Zeitschrift

Das neue Pathos

1919

Verlag E. W. Tieffenbach, Berlin-Steglitz, Martinstraße 9 u. 10.

Im Anfang war die Freude

Wir müssen uns eindringlicher noch auf die Magie des Wortes besinnen, da Tat zur Krampfhaftigkeit verzerrt unsere Sehnsucht beleidigte. Ich verkünde nicht die sterile Form oder irgend eine Renaissance des l'art pour l'art, ich verkünde die magische Formel, das Schlüsselwort, das: Berg Sesam öffne dich!

Im Impressionismus steckte ein gut Teil Ernüchterung. Seit den Triumpfen des Expressionismus wird einem zur Illusion wieder Mut gemacht. Es gibt Dilettanten der Illusion und Künstler auf diesem feinsten der Instrumente. Dem wahrhaftigen Lebens-Einmaleins die verinnerlichte Fibel zu schaffen, ist wichtigste Aufgabe der Zeit, die zögernd heraufkommt.

Es gehen Morgens die vielen Menschen reich hinaus — durchklungen von Nacht und durch Träume belehrt und kehren an den Abenden verarmt zurück. Tausend Symbole grüßten am Weg: sie tappten vorbei. Tausend unsichtbare Hände winkten: sie erstarrten in Fremdheit. Das Wort, zerfetzt und entstellt, verblutete am Weg. Und die Energien der Freude verpuffen ratlos in jenseitige Atmosphäre. Es ist nicht wahr, daß wir leben um zu arbeiten. Wir arbeiten, um zu leben. Wäre dieser schwerste der Kulturirrtümer überwunden, es gäbe keinen Klassenkampf. Es gäbe nur mehr einen Wettbewerb, möglichst viel Freude zu produzieren. Freude würde den letzten Muskel durchdringen und durchglühen und Arbeit wäre nicht fürder Fron, sondern, entklammert der kalten Zweck-Idee: fröhliche Kraftäußerung. Man läßt in manchen Fabriken Englands zur Musik der Maschinen ein kleines Orchester aufspielen: so empfängt

noch der mechanische Handgriff unmittelbare Zugehörigkeit zum Rhythmus. Musik und Sprache sind die beiden starken Medien der Freude. Sprache ist heiligstes Muttererbe. Die Mutter, die Mittlerin der Gaia und Aber-Mittlerin mütterlichster Ursonne, hat uns die köstlichsten Laute vorgeformt, die wir hernach so oft mißbrauchen. Rückeroberung der Sprache für den Dialog der Seele mit dem All könnte die geistige Essenz der Revolution völlig auswerten. Revolution, die bloß äußerlich geschähe, trüge schon die Reaktion im Keim. Darum: revoltieren wir gegen die Entwürdigung der Sprache und gegen die Beleidigung der Vokale und Konsonanten in der landläufigen Terminologie des Bürgers.

Im Anbeginn war jedes Wort Gedicht. Aber das erste Wort trug schon die Belastung künftiger Epigonen. Es vibrierte hinaus mit unendlicher Schallkraft und sein Echo allenthalben in Schluft und Kluft blähte sich mit einem Anschein des Primären. Der Logos selbst aber war matt geworden, entfärbte sich mit der verminderten Illusion. Die paar Sprachschöpfer blieben die bewunderten, gewiß ehrfürchtig bewunderten Besonderheiten des Ausdrucks, aber die sklavische Bewunderung schon beeinträchtigte das eigentliche schöpferische Nacherleben. Logos ist nicht so fruchtbar geworden, daß er die Entfesselung gesellschaftlich Enterbter durch die illusionäre Kraft des Wortes gewährleisten durfte.

Die Schule baute Vorzimmer auf Vorzimmer vor den allerheiligsten Raum. Die Schule sagt: buchstabiere! Syntax war Bildungsinbegriff. Die Menschen kamen zur Kunst nicht als Freie, nicht mit ihren ursprünglichen menschlichen Vorrechten: man führte sie mit gebundenen Händen an den Statuen vorbei — und war ein einziger erstickter Schrei verkrampfter Hände, das kühle erstarrte Fleisch des Marmors durch Betasten zu beleben.

So konnte es geschehen, daß mütterlichster Besitz entglitt. Und als die Expressionisten begannen, durch ein kühnes Schweifen und Wölben des Wortes das Blickfeld zu erweitern, das eng und arm geworden war infolge der Verkümmerung des Illusions-Elementes im Reigen der Laute, erkannte man das Antlitz der Mutter nicht mehr, schämte sich der hingestammelten Rührung und fand bizarr und grotesk, was lediglich mit der Treue einer Schallplatte die Erschütterungen und Schwankungen unterbewußter, mithin also wesentlicher Komplexe festhielt.

Der neue Staat verbriefe die Wiedergeburt des Logos. Logos ist Ideen-Träger, Logos ist Beschwörung! Musik verflechte sich mit dem Radwerk der Maschinen, und so einer „Guten Tag" oder „Gute Nacht" sagt, muß ihm wie eine leise blaue Flamme die heimliche Musik der Liebe vom Munde ausgehen. Und so einer den Hammer hebt oder die Axt schwingt, triumphiere nicht in ihm der brutale Instinkt: mit jedem Werk-Takt löse er sich von Werk-Tyrannei, denn es ist der Sinn sittlicher Arbeit, daß man sich ihr nicht preisgibt, sondern durch sie zu sich selber kommt.

Wir aber, neuzeitliche Apostel des Wortes, wollen aufzeigen, wie alles unendlich neu ist, unendlich schön und sonder Wiederholung. Wir betreiben bewußt und stolz und brüderlich die moderne Magie. Wir schmelzen und läutern den Stoff, wir bauen die Vehikel mondwärts und sternhin, hissen Fahnen über den Städten und überdonnern die Flur. Und werden niemals müde, immer andre, immer hellere Zelte der Lust zu errichten mit Polstern und goldenem Gerät und einer Geige tief im Traumprospekt. Denn der Tod ist groß und wir lieben, ihr alle liebt voller Inbrunst den lebendigen Tag!

Kurt Erich Meurer.

Auferstehung

I

Ihr feuchten Wälder, modernd und versunken,
Ihr sagenhaften Tiere, längst versteint,
Ihr braunen Völker, erster Lieder trunken,
Von blauen Gletschern stammelnd hingeweint,
Ihr Hingebeugten, willenlose Heere,
In Ghettos sterbend und in Schollenfron,

Ihr steigt in meinen Adern auf wie Meere,
Ihr weht und wuchert dunkel durch den Sohn.

Ich atme Gier, von aller Gier gezeugt,
Ich strahle Kraft, von aller Kraft gesäugt,
Ich bin das Bluten aller Wundenmale.

O Urgefühl, brausender Orgelklang,
O Lebensfülle, Psalm und Lobgesang,
O blauer Himmel, große Kathedrale!

2

Jauchzendes Sion, mörderische Baale,
Fetisch und Rune, dunkel und geweiht.
Der Marmorgötter Pracht, der Glanz der Grale
Vergilbten schon im langen Herbst der Zeit.

Heiß aber küßt mich der enthüllte, nackte,
Rhythmische Gott des Werdens und Vergehns
Und braust um mich wie weiße Katarakte
Und reißt mich fort im Drang des Auferstehns.

Ich war Prophet und fühlte mich verlodern,
Ich hing am Kreuz und schauderte im Modern,
Ich lag verzweifelt in der Agonie,

Ich war an alle Sterblichkeit gebunden,
Ich hab die Tode alle überwunden
Und wandle hin in Glanz und Melodie.

Aus Gründen brechend, ein erlöster Bach,
Ein dunkler Klang, in allen Wind gehängt,
Beb ich vor Leben, stürmend und bedrängt,
Und immer seid ihr Väter in mir wach:

Ihr großen Geier, rauschend über Schluchten,
Ihr rauhen Jäger auf Gebirg und Grat,
Ihr spielenden Delphine in den Buchten,
Du brauner Kerl, du singender Soldat.

Ich bin die Härten längst vermorschter Stirnen,
Verhalltes Stöhnen aus beklommner Brust,
Verfallner Städte hingelohte Lust.

Vergessner Alltag, grau und abgemüht,
Ich bin die Pracht von Mördern oder Dirnen,
Die aus den alten Gräbern flammend sprüht.

4

Du Arm, durchwachsen von des Tigers Sehne
Und noch gestählt genug zu Schlag und Hieb,
Du Haar, durchflochten von des Gibbons Strähne,
In dem noch der Geruch von Blättern blieb,

Ihr Adern, die wie Vogelherzen klopfen,
Noch immer wanderselig übers Meer,
Ihr Augen, großer Blumen helle Tropfen,
Noch vom Geleucht der Tropensommer schwer...

Wie hat mich doch die große Stadt gequält
Mit Fiebern, Krämpfen, Zweifeln, Ironien,
In denen meine kleine Seele bangt.

Noch aber bin ich Wälder und Prärien,
Triefend von Licht, von Strahlen überrankt,
Und wachse auf, von allem Blühn beseelt.

Dumpfige Höhlen voll zermürbter Knochen
Waren mir einst ein hartes Sterbebett;
Auf Schädelstätten, blutig und zerbrochen,
zerfiel mein armes frierendes Skelett;

Kirchhöfe wuchsen, Saat von weißen Steinen;
Grüfte verschlangen mich, verhüllt und stumm;
Die große Erde, schwanger von Gebeinen,
setzte mich mütterlich in Erde um.

Und bin nun da, ein auferstandner Frommer,
Und bin das Auge, das schon immer brach,
Ins Licht gewandt, geküßt vom lauen Sommer,

Und höre dumpf wie eine dunkle Sage
Der vielen Leben große Totenklage
Und weine mir in meinen Vätern nach.

Hans Ehrenbaum-Degele.
(Aus dem Nachlaß.)

Die drei Sonette der Einfalt.

I

Ich schreite steinern...

Hat nicht der Tag mir Schmach genug gebracht?
War nicht die Straße angefüllt mit Quälern?
Warum noch klirren diese Wände stählern
als Zwinger um mein Herz die lange Nacht?

So sehr hat der Radau des stürmischen Verkehrs
mein Blut befroren, daß ich kaum noch fühle
Getick der Uhr, das Abendmahl und blaue Schwüle
des Rauchs am Strand des Lichtermeers.

Ich schreite steinern auf dem Rand des Teppichs fort,
ein langes Pendel ist mein Denken durch die Stunden
und kommt vor lauter Schwingung nicht zum Wort.

Das Fenster ist mit allem Glas ins Schwarz gerückt.
Ich spüre Kühle flattern über alte Wunden
und eine neue Spitze in mein Hirn gezückt.

2

Bäume im Fenster...

O ihr mir tausendfach gereichten Hände
durchs Fenster—: Baum in Baum!
Nun bin ich nicht mehr so allein im Raum,
gefangen nicht vom kalten Stein der Wände.

Geflüstertes Verbrüdern reißt empor
den Dunkelschmerz der Einsam-Stunden.
Ströme des Herzens haben heimgefunden
und von den Augen stürzt der graue Flor.

Es ist noch Welt! Es ist noch Blaues in der Welt!
Ja, plötzlich singen alle Bäume
und haben Sterne und den Mond im Samt der Säume.

Von lauter Himmel bin ich schon umstellt.
In meinem Munde
zerfließt als Lobgesang die Stunde.

3

Nur diese Stunde...

Nur diese Stunde bleibe unbarmherzig hart
nach außen... wenn die Ampelreihen winken,
wenn Mädchen lächeln, Bühnen und Portale blinken
und im verfahrnen Kies die weiße Stute scharrt!

Nur diese Stunde sei mit Baum und Stern
Dreifaltigkeit. Erinnere dich der Ahnen,
die sich zu diesem Eiland schmale Wege bahnen
und in Dir auferstehen vor dem Herrn.

Der Raum ist angefüllt von ihm und lebt.
Er kommt nur einmal, daß du dich zu ihm entscheiden,
in ihm genesen kannst, wenn nichts mehr bebt.

O seliger Besitz, wenn Haus bei Haus
mit Wagen und Laternen auf dem Asphalt treiben
und auf dem Grund des Stromes plötzlich löschen aus.

Paul Zech.

Frühlingsmond.

I

Wie sich der Frühling zerblüht und zerglutet,
All seine Sonne ist Traurigkeit;
Sein Lachen schon weiß es: nach mir ist das Leid,
Das über die nebligen Berge flutet.

Alle Gipfel haben die dumpfigen Täler,
Alle Flüsse den Rand, der sie knebelt und zwingt,
Alle träumenden Märchenerzähler
Den Wachen, der sie erweckt und verschlingt.

In der Blüte liegt schon das Sinken des Todes,
Im Schmelzen des Eises der neue Schnee,
Im Frühschein der Blutsturz des Abendrotes
Über der Wälder rauschendem Weh.

Rein nur sind des Mondes Kristalle
Und sein Licht, das nicht warm ist und kalt,
Das jahrtausende steinern und alt
Immer im selben Widerhalle
Über die fiebernde Erde schallt.

2

Was die Sonne entlockt, das ist ewiges Leben,
Ewiges Leben ist ewiger Tod,
Ewiger Wechsel von Nacht und Rot.
Heißer Gelüste buntes Verweben
In dem schmalen schwankenden Boot.

Was die Sonne umkreist ist ewiges Werden.
Ewiges Werden ist ewige Qual,
Auftrieb und Abtrieb der blökenden Herden
Zwischen Sonnen- und Mondenstrahl.

Was die Sonne geboren sind zweierlei Farben,
Von denen die eine die andere hetzt,
Jede trägt schon die schattigen Narben,
Jedes Blühen ist kommendes Darben,
Nur des Wechsels Wage bleibt unverletzt.

Der Mond allein hat ein einziges Strahlen
Jenseits von Wärme und jenseits von Glut,
Sein Licht ist nicht böse, sein Glanz ist nicht gut;
In seinen silbernen Säulen und Schalen
Alles gewesene Schicksal ruht.

Siehst Du: dort in den eisigen Gipfeln
Brandet sein Licht und flutet zurück,
Und es ist größer als Schmerz und als Glück,
Ist wie ein Sausen in schwärzlichen Wipfeln.

Seine Geliebte ist kühl und umzittert
Von Küssen, die niemals in Gluten entbrannt,
Die wo in Parken umschmiedet, umgittert
Nie der Felder blutende Mohne erwittert,
Zu einem kristallenen Dasein ernannt.

Küsse im Monde sind giftige Kräuter,
Ihre Blässe durchsegelt den Teich,
Küsse im Monde sind kühne Erbeuter:
In Träumen erbaut sich ihr riesiges Reich.

Siehst Du: der Mond, er zerkühlt alle Hitzen;
Sein Sehnen und Schluchzen ist kaum mehr ein Weh,
Wenn seiner Strahlen silberne Spitzen
Über der Erden Narben und Ritzen
Lieblich fallen wie Weinen und Schnee.

Die Gefühle tragen dort andere Zeichen,
Nicht Glut der Sonne, nicht Hölle der Nacht,
Sie sind aus kühlen verwunschenen Reichen
Leise geleitet ins helle Erbleichen,
Den steilen Gebirgen zum Erbe vermacht.

Dort sinken sie nieder in silbernen Bächen,
Keine bunte Blume blüht ihnen am Rand,
Ihre Gärten sind glitzernde Flächen:
Eisnadeln lispeln, Eisherzen sprechen,
Kinder zerbrechen von Hand zu Hand.

Sie verlangen nicht mehr die plastischen Griffe
In ein wildverwobenes Leben hinein;
So malen sich zart die kristallenen Schliffe
Ohne Fehl, ohne Schwanken und ohne Riffe
In des Mondes bläulichen Sagenstein.

Dort eint sich das Weinen und eint sich das Lachen,
Und Tod und Leben sind eine Gestalt,
Und es weiß das Schlummern vom Wachen,
Daß alle die vielen verschiedenen Sachen
Nur Bilder sind von derselben Gewalt.

Robert R. Schmidt.
Mai 1918.

Der Vollmond lockt den Dieb

Der Vollmond lockt den Dieb. Er taucht aus blauer
Verdunklung seiner Kellerheimlichkeiten.
Schon kann er leicht auf Dächerkanten schreiten
und magisch eingehn in den Stein der Mauer.

Er tanzt wie die Libelle an Altanen;
er spitzt den Mund: saugt Gold aus Nachtverstecken:
die Hände leuchten, Träumer zu erschrecken,
und ziehn um Hunde zauberhafte Bahnen.

Sein Blick erobert schwüle Kemenaten:
die junge Tänzerin, die schlank im Spiegel
sich selbst verführt, zerbricht er wie ein Siegel
und sprengt ihr Rot auf seine Knabentaten.

An seine Finger zwingt er ihre Ringe
und stiehlt den Hochzeitskuß vom Gift der Wangen.
schon hat der Toten Lust den Dieb gefangen:
starr hängt er in des Mondes Silberschlinge.

Max Herrmann, Neisse.

Felix Meseck.

Landschaft an der Oise.

Aus den Briefen an Marlene

von

Paul Zech

Wer kannte sich noch aus? Wer war nicht schon verscharrt, allein, mit Frauen, rosigen Kindern, Stadt, Amt, und weißgetigerten Doggen?

Genug: zu scheiden, Marlene!

Marschieren und Regnen die ganze Nacht.

Und dann nach drei Tagen angestrengter Wache am Kanal wurde uns ein Ruhequartier im Dorf angewiesen. Wir bekamen ein zerfallenes Haus am Wasser, etwas Weide dehnte sich in unserem Rükken und vervielfachte die Fläche des Gartens, der noch auffallend viel Bäume hatte, von den niedrigen Gebäuden hoch hinaufgewölbt. Wir haben den ganzen Vormittag schuften müssen, um das Geröll aus den Stuben zu räumen. Von Staub befreit, erschien eine anständige Tapete auf den Wandflächen des hinteren Zimmers. Mit zwei schnell verständigten Kameraden erbettelten wir gerade dieses Gelaß vom Korporal.

Gerade dieses Gelaß, Marlene!

In der dünnen kälteren Luft begannen die Bäume zu tönen. Dunkelblau getuschte Hügel begrenzten, steigerten die schöne Linie am Horizont.

Dahinter lag die Schlacht.

Von der ihr alle wißt, Marlene!

Aber ganz leise scholl der Donner. Er stand einen Ton tiefer als das Geräusch der Wipfel und gab zu der eintönigen Melodie des Wassers, das wir nicht sahen, einen wundervoll abgestimmten Dreiklang. So heimatlich.

Wir warteten auf den Mond, Marlene!

Zu lange schon lag er als Urheber schlafloser Nächte in unserem

Blut, wenn er mit dem weißen Glas der Ausgestirntheit die Bombengeschwader nähertrug und ihren Zielen die Fackeln, die Scheibe und das tötliche Echo bot.
In allen Adern aber waren unsere Körper jetzt aufgetaut, Marlene. Und diesen Abend kam der Mond mit einem feierlichen Gold langsam über die Waldkurve herauf. Umschwebte eine Weile den Turm und trat mit einem zarten Rot in den Garten.
Die Bäume breiteten sich wie ein kunstvolles Eisengitter von der dampfenden Erde bis zu dem Graugrün des Himmels aus und verhielten das Klingen minutenlang.
Wir saßen fast ineinandergeschoben vor diesem Schauspiel und waren doch jeder ein anderes Da-Sein, Marlene!
Wir brauchten nur auf die Lage unserer Hände zu sehen, um zu wissen, wohin das Herz des ersten, zweiten und dritten entwandert war. Aber alle drei —: wie lieblich, wie freundlich, wie still, Marlene.
Die Fledermäuse begannen schon die hingehauchte Röte der Luft zu durchstoßen. Sie verteilten sich nach allen Seiten und wurden unruhiger, je höher die Bäume den Mond emporwarfen.
Die fernen Hügel lagen im Laub wie aus schwarzer Tusche. Manchmal fuhr ein dünnes Gelb mit einem feinen Haarpinsel darüber. Harmonische Flächen schoben sich ineinander; ich sah das schon einmal bei einem jungen russischen Maler. Die Idee von Bildern mit leichten Schleiern verhängt, benahm immer stärker unser Auge.
Nun hing der Mond auch schon kalt und rund wie eine Ampel und die obere Linie der Berge war eine dünne silberne Sehne. Die ganze Fläche von uns bis zu den gehügelten Fernen gab keinen Laut. Es schien unfaßbar in dieser Sekunde, daß es keine drei Meilen hinter diesem Frieden Menschen gab, die sich wehe taten.

Unsäglich wehe, Marlene!
Von uns aber waren alle bösen Vergangenheiten abgefallen. Die Stunde war über, in und unter uns. Hoch über unseren tiefgeglätteten Stirnen sahen wir Ewiges schweben. Von tausend unendlich gefiederten Flügeln getragen. Durch die schaukelnde Zartheit rieselte der Glanz wie ein steter Regen: Gestirne rund und ruhig an einer schwarzen ausgespannten Himmelswand. Wir wagten in das fabelhafte Licht getaucht, nicht zu atmen, wehmütig den nächtlichen Rasen anträumend und die Allmacht der Stille grenzenlos unter der leeren Halle der Nacht.
Wie überirdisch duftete die Nacht.
Wie leuchtete die friedsam gerundete Stunde!
Sie war wie der Atem des Mundes uns nahe.
Wäre sie doch nie zuende, Marlene!

Die Erschütterungen unserer Hände waren die einzige Bewegung, da die Stille den Mond und das Wasser und den Garten zuende schwieg. Dann kam der Wind und brutal von der Front. Er brachte den bösen Geruch und die Kanonen. Das Dunkel war schwärzer als unsere Müdigkeiten und die Kühle strich feucht durch unsere Haare. Und wir wollten doch träumen: Gold, Gelächter, Frieden, Tage hell und weiß, Marlene!
Wir spannten eine Zeltbahn vor das Fensterloch und legten uns, ohne Licht zu zünden, auf das Stroh.
Das Seufzen aus den drei Munden übertönte den Wind, der an das Tuch die ganze Nacht klatschte und mit Regen drohte.
Traumlos drückte der Schlaf. Stürzender Kalk und Gezieser beherrschten den Raum. Gestöhn der Schläfer, Wind, eine Eule und

kalte Erde unter unseren Schultern.

2

Die Sonne hatte den Turm schon erklommen, da wir in den Morgen schritten. Seine Frische war köstlich. Aus den Sträuchern wuchs der Duft der Beeren. Der Tau blitzte herausfordernd auf dem Rasen und irisierte im Behang der Bäume. Über ihnen aber wogte die leichtgedünstete Luft hin- und hergeworfen von den tief trichternden Böen des Windes. Und die Wolken zogen weiß und rosig: eine ausgelassene Schar. Die Seele erschrak süß vor den Verheißungen eines neuen tagblauen Erlebnisses.
Wir hatten wieder ein Herz voller Hoffnungen, Marlene!
Das Dorf bekam Bewegung. Hühnervölker strichen durch die Gärten und vom Zivil erschienen die alten Männrt zuerst auf der Straße. Ihre Rücken krümmten sich zur Erde, als wäre die Last der feindlichen Besatzung mit jeder beginnenden Frühe gigantischer geworden. Nie hab ich die Augen dieser Männer drohender geballt und so aus schwarzstechendem Stein gesehen, wie in diesen Augenblicken, da sie sich unbeobachtet wähnten.
Prachtvoll aber standen die Köpfe im Licht; die bronzene Haut der Gesichter glühte dunkler und schöner. An der Straßenkreuzung gerieten drei aneinander und sprachen wie alle diese Menschen vom Tag des großen Sieges über uns. Leidenschaftlich und erregt und ohne anzuhalten, wie um einen Sinn in ihr Leben zu stoßen. Es war schon etwas Großes daran. Die geballte Stummheit der anderen Tageszeiten war unnatürlich. Darum verachteten wir sie, wenn sie die Äcker pflügten; singend und seicht, und seine Frucht

erwarteten wie eine Gabe, die Gott im Dunkeln austeilte. Abends unter den hundert bunten Bildern und eintönigen alten Gebeten. Aber die Echtheit dieser Frühe —: sie hätte dich erschüttert, Marlene! Sie hätte dein nothaft heiß zuckendes Herz in die Kehle gehoben: „Wenn ich euch helfen könnte, ihr Armen, deren Morgenstunden Träume sind. Wenn ich euch helfen könnte und eure Niedrigkeit aufheben in den himmlischen Kreis, den ihr so fromm begehrt, in den Garten voll Früchten und schattigen Lauben und in den kühlen Stuben aus Elfenbein."

Nach den Männern kamen die Frauen; sie tappten, vom Atem der Betten noch umweht, unsicher in die Gärten und hängten Wäsche auf die Drahtleinen. Ganze Reihen Soldatenwäsche. Eine harte Arbeit.....

Wie kann das Elend so mächtig werden, daß Gottgesegnete, Liebebegnadete betteln müssen!

Wer nimmt so Rache an Schuldlosen?

Und Schuldige sind satt und weinen nicht, Marlene!

3

Jetzt will ich über die Weide in den Baumgrund gehen. Auf der Wiese erst nehme ich zu und habe Schritte. Die Meisen zirpen unverdrossen. Ein stürmischer Falter stößt hoch und fällt aus der Feuchte zurück wie ein abgewelktes rotes Blatt. Leidenschaft und Tod: niedertaumelnd in grüner, leise rauschender Hoffnung. Unwillkürlich suche ich die Berglinie, den Grenzwall zwischen Frühe und Nacht, Marlene!

Es liegt ein violetter Flor sanft schaukelnd in der Sonne und die

Felder fließen in auffallend belichteten Bändern herab. Bald werden sie strahlend grün aufgehn und den Tag beherrschen. Alle Hantierung empfängt von ihnen den Ton und das Tempo, die Larve und den Rausch.
Wir aber werden ohne Existenz die Flächen durchschweifen und vielleicht verschüttet sein vom Unterstrom ihrer Geheimnisse, wenn es dunkelt.
Doch warum so schwarz schon, Herz?
Sieh dieses unbekümmerte Kind!
Eine Sechzehnjährige vielleicht.
Ich habe hier nie eine gesehn,die blonder war wie sie. Und ihre Haut ist ganz matt und durchsichtig. Im Schreiten umschwebt sie das Kleid wie eine fabelhafte Feuerlilie, Hals und Füße ausgibig entfaltend. Merkwürdig brennt der Mund .... diese herrische Linie Hochmut gibt es nur einmal. Ich weiß, auf den Bildern von Goya. Und in jener Nacht war sie noch da, als Du mich ungeküßt ziehen ließest mit hundert Abschied nehmenden Kameraden. Und das Jahr finster wurde von Deiner Ferne.
Ich und Verlorene sehen uns an, Marlene!
Wie schön wäre es doch, diese eine frostharte Nacht jetzt zu rächen, Marlene!
Ich war lange befangen in dem Sein begrenzt von Ferne. Und plötzlich stehe ich und bin mein Herz, und Verlorenes ist wieder und singt.
Sie ist sicher noch jünger: nicht sechzehn, nein, fünfzehn im Bogen ihrer langgewachsenen Brauen.
Ich weiß: ich bin es, der sie lieben muß. Geheim auf meinen Lippen strömt und blüht die Lockung: Küsse mich!

Aber immer blickt sie hinab auf den dunkeln Leib der Erde, der duldenden Madonna, auf Hügel und Felder. Ihr Blick teilt die Meilen Dunst und sieht ihre Brüder in lehmigen Röhren wohnen, in Kerkern unter ewig tropfenden Wänden, im dröhnenden Schutt des riesig aufgetürmten Irrturms.
Wie rasch verarmt da ihr dunkles Gesicht. Und war sie nicht in jeder Stunde Feindin mit ihres Mundes grenzenlosem Hochmut?
Steine treten ihr Herz, Marlene!
Flöhe sie doch!

Welch ein Gefühl, die letzten Schatten jetzt sinken zu sehen. Zwischen blanken Stämmen in geheimer Tiefe reift der Tag. Die Felder brennen zu einem riesigen Smaragd geschmolzen. Im Dorf ist die vielfache Arbeit verteilt, gesprächig und ins Hasten tobend.
Kolonnen marschieren.
Zum dritten Male schon rufen die Kameraden mich.
Es wird irgend ein Appell sein.
Und ein Garten war die Welt und das Licht war Sonne.
So heimatlich!
Ich weiß: noch in Reih und Glied wird man mit dem Hochmut dieses Mundes sich quälen.
Noch lange von diesem Dorf mit Mond und Sonne und seiner Friedfertigkeit träumen, wenn wir wieder im Graben sind: Grabstein an Grabstein.
Gestöhn der Schläfer, Rot der Flammen und blutschweißige Erde unter unseren Knien.
Und die Zeitsäulen stehen.
Der Abschied ist allemal schwer, Marlene!

Waldemar Rösler.

Die Puppe

Die Erde gehört niemand. Der Markt mit seinen Silberlingen tauscht ihre Werte nicht, der Krieg mit seinen Schwertern schneidet sie nicht. Ein dunkler Ball schwebt umdampft: Erde nennen wir ihn, doch er heißt nicht. Die Geschlechter der Menschen laufen darüber wie leichte Insekten, deren Schatten kaum eine Unreinlichkeit in die Herrschaft der Sonne sprenkeln. Im Rausche der Augen und der Ohren wird die Erde weit, verbrennt, fliegt in den Himmel; im Rausche des Herzens wird sie enge, erstickt, stürzt in den Abgrund. Befreien wir unsere Gefahr der kurzen Überfahrt von Tod zu Tod durch Güte!

Dieser Glaube vieler war eine tröstliche Ahnung auch eines gewissen Friedrich Schedel. Er war ein Dichter ohne Buch und Vers. Er bekam, während er in einer kleinen Berliner Redaktion bei kargem Solde mit Papierschere, Pinsel und Kleistertopf als ein Chirurg an anderer Leute Gedanken schaltete, mit 35 Jahren einen Glatzkopf. Hätte er gesprochen und geschrieben, so wäre sein heiliger Geist nicht hungrig und störrisch geworden. Seiner angeborenen Stummheit wuchs endlich eine Tier- und eine Nymphenstimme. In einer der späten Pubertäten brach diese Stimme. Sie überschlug sich in Eroberungssucht, Eitelkeit, eiferischem Schmerz und Tränen, heimlicher Frechheit und öffentlicher Feigheit.

Inbrünstig quoll es immer in seinem Munde: Menschheit! Entsagungsvoll rief ein seraphischer Fuchs in ihm; Friede! Er hatte nicht viel zu essen und litt, wenn er die Satten beneidete. Brüder!

Voll spitzigem Wehleid nach Besitz sammelte er in seinem Kleiderschranke die Mottenfäden ab und zerrieb die morschen Fasern des Stoffes zwischen seinen Fingern, verzweifelt über die eingefressenen Löcher. Armut der wahrhaft Reichen! Im nebligen Froste, draußen abseits der Stadt, eingekerkert im Freien, streichelte er die verlausenen Hunde, vor ihrem weichlichen Maul und ihrem Speichel ängstlich und ekel. Allseele der Kreatur!

Hätte es nicht die Prophetie der Sonne gegeben! Wie im kalten Donner des Blaus, so feierte ihre Einsamkeit auf der Erde. Aller belebte Staub flog jene kurze Überfahrt von Tod zu Tod völlig vereinsamt. Das Sonnenlicht nahm den Menschen ihre muffige Habe und ihre eifersüchtigen Handwerke. Ging Schedel über das leere Bauland Wilmersdorfs, so verweilten die Häuserreihen fern und zwecklos wie viereckige rosa und violette Wolken. Die Gitter um die Villen blitzten wie Feuermuster, nur Idee, überall durchschreitbar, Buchstaben, Zirkel eines Gotteswortes, sichtbar gewordene Rufe. In der Laubwolke der Gärten schwebte in lockeren Scheffeln fast reifes Obst, ein Schaugericht für alle. Fast barst die Brust.

Wären die prophetischen Choräle der Nacht nicht gewesen! Längs den unbebauten Straßen kauten die Bäume den Wind, die Sprache der Urweisheit lernend und nicht bezwingend. Laternen flammten, feurige Tränen, die nie ganz zur Erde fallen konnten. Selig und schmerzlich war es, hinter ihnen die Würfel künftiger Häuser einzuräumen und ein Freudengewimmel in den Lüften anzusiedeln.

Die Erkenntnis: Die Erde, mein und dein Herz, sind eins, — diese Erkenntnis beherrschte Friedrich Schedel wie ein Tyrann. Und als dieses Gesetz ihn genugsam vereinsamt hatte, brauchte er die Be-

stätigung, daß er seinen Glauben glaube. Es war Zeit.
Wenn er auf den Befehl des schnarrenden Weckers aus dem Bette sprang, oder ihn abends mit dem Ach des Sklaven aufzog, war er ein schwacher Narr; nur in den Minuten, die über die vierundzwanzig Werkeltagsstunden waren ....
Oder war seine Erhebung das Aufflackern eines langsam Verlöschenden? Ein stilles Erbleichen unter den Mitmenschen? Die Musik wehrloser Nerven? Der wehmütig hingezauberte Abschied eines Untüchtigen? Der Trost eines schachernden Selbstlings?
Eines Tages biß er entsetzt in seinen Zweifel, der ihm plötzlich wie eine lebendige Kröte zwischen den Zähnen steckte. Nicht weit vom Fehrbelliner Platz am Hohenzollerndamm hatte er in einer Destillation seinen Mittagstisch, als einziger Gast. Schüchtern legte er unter der weißgescheuerten Platte seine Hände zusammen und starrte in sein Bier. Ihm war, als säße er selbst sich gegenüber und als hätte der mächtigere Doppelgänger unsanft nach seinen Armen gegriffen und ihn geschüttelt. Ein süßliches Lächeln tanzte ihm die Wangen herunter; er fühlte sich beobachtet. Nicht vom Wirte. Dieser zählte nebenan Handtücher. In den Gläserreihen des Schankbuffets waren, wenngleich im blendenden Spiegelschein unsichtbar, teuflische Embryonen lebendig geworden, die feixend zuckten und hüpften. Unbehaglich rückte Schedel hin und her. Hinter ihm wiederholte sich mit hartnäckiger Schamlosigkeit eine Scene aus seiner Schülerzeit. Er hatte einem flegelhaften Lehrer in Gedanken eine Ohrfeige gegeben. Nach vielem Erröten und erstickender Wühlerei in seinem Herzen, hatte er gegen Ende der Stunde den Entschluß ausgeführt, aufs Katheder zu treten und die eingebildete Ohrfeige in der Wirklichkeit abzubitten. Ein Märtyrer sah die Wände wanken.

Unter dem Wutgewitter des Lehrers und unter dem Spottgemecker der Mitschüler war er auf seinen Platz zurückgewankt. Nun, nach zwanzig Jahren, meckerte es in den Gläsern, nach zwanzig Jahren schlich er noch einmal beschämt davon und so leise, daß ihn niemand hören sollte. „Putzt mit Siriol" las er über seiner Hand an der Türe des Lokals.

Er wandte sich nicht in die Straße, sondern überquerte den breiten Damm und blieb gegenüber stehen, wo ein zerrissener Stacheldrahtzaun die Lücke zwischen zwei wüsten Brandmauern verschloß, diesen Riesentrommelfellen des Geisterwindes. Unter seinen Füßen rauschte die Untergrundbahn. Ein verborgener Komet schälte sich eine heiße Bahn in der Erde. Wie unwahrscheinlich das war — denn seine Augen hafteten auf einem verfluchten Unlandstücke, das mitten in der Stadt wie in einer mit dem Messer in die gewaltigen, eleganten Häuser eingeschnittene Wunde lag. Kahle Flecken, wie Hunderäude anzusehen, waren von Brennesselwäldern umwuchert, die nach Hundeurin stanken. Wildwachsender Roggen, zu kurz geraten, mancher Halm ganz grün, mancher abgebleicht weiß, war durch den Zaun geschritten und stand davor. Zwischen zusammengewehtem Papier kippte eine Unzahl Spatzen, wie in gespenstischen Wellenschnörkeln badend.

Auf der linken Seite des Feldes, ziemlich weit vorn, lag ein Koffer aus grauem Segeltuch, von den Nesseln halb überschwemmt, mit Regenflecken und Tintenklexen beschmutzt. Seit Schedel hier zum ersten Male vorübergekommen war, hatte er ihn liegen sehen, die Kajüte eines halb gesunkenen Wracks, ein verwunschenes fensterloses Zwergenhaus mitten im Unort. Winters war er zuweilen von Schneewächten belastet, manchmal sogar unter dem Schnee ver-

schwunden. Niemand rührte den Koffer an, brachte ihn fort.
In ihm lag all die Zeit die Puppe im gelben Kleide, den Kopf nach unten, die dicken Füße mit den schwarzen Wachstuchschuhen hoch gegen die vordere Schmalwand gestemmt, das abgegriffene Portemonnaie mit den vier Geldscheinen unter ihrem Gesäß.
Friedrich Schedel fuhr zusammen: unversehens hatte ihn eine Kinderstimme gefragt, was denn in dem Koffer wäre. Zwei kleine Knaben standen neben ihm, die eine neugierig versonnene Faltenrosette über der Nasenwurzel hatten und pfiffig ihre Blicke auf der Bahn der seinen herabrutschen ließen.
Er war in seinem Geheimnis ertappt. Wie soll ich wissen, was darin ist? wollte er antworten, schnappte aber nur peinlich wie ein Fisch außer dem Wasser. Er wußte von jener Puppe in der Tat nur in seiner schwermütigen Traumschwüle, wie man von den Teufeln in der Hölle weiß. Nun Fremde in seinem Sesamberge waren, wußte er erst, daß dieser überhaupt existierte. Er sah sich belauscht, beschämt. Vor die Entscheidung des Wortes gestellt, rief er seine Phantasterei ängstlich über den Stacheldrahtzaun zurück. Der Koffer war leer, es war ihm jetzt ganz gewiß. Dennoch antwortete er endlich hastig und mit dringlicher Beteuerung, als wende er den Streich des Beils damit von seinem Haupte ab: „Was denn soll im Koffer sein? — Eine Puppe!"
Eine Puppe?
Ja, eine gelbe Puppe.
Die Knaben wollten sofort nachsehen und schickten sich an, über die Stacheln zu klettern.
Friedrich Schedels Hände wurden kalt.
Rasch bat, ja flehte er, die Kinder möchten den Koffer nicht be-

rühren und weitergehen.
Die Knaben wurden mißtrauisch und drohten. Er habe die Unwahrheit gesagt.
Er schüttelte nur traurig den Kopf.
Weshalb sie dann nicht nachforschen sollten?
Morgen um diese Zeit! erwiederte er mit geheimnisvoller Milde und zog die Uhr. Sie möchten ihn aus der Kneipe gegenüber abholen. Dann werde er ihnen auch die Herkunft der Puppe erzählen. Während er dies in geflüstertem Befehlstone sagte, fingen seine Füße schon an, ungeduldig davonzugehen. Er gab den verdutzten Knaben die Hand und sah sich nicht mehr um.
Was war ihm? nach einer völlig dumpfen Weile schnitt er eine gewaltsam grinsende Fratze. Wie klug, daß er von dem gefüllten Portemonnaie nichts verraten hatte, auf dem die Puppe lag! Die Knaben wären dann nicht zur Geduld anzuhalten gewesen.
Was war ihm? Stundenlang quälte ihn die Erinnerung an das törichte Zwiegespräch mit den Kindern, er rang um einen Sinn dieser Begegnung, als hätte er versucht, den Allwissenden zu betrügen. War er entflohen, um nicht entlarvt zu werden? Entlarvt? Aber warum war ihm sonst so weh? War er ein Räuber? Ein Verräter? — Seine Nachbarn hörten die Türen seiner Wohnung immerfort klappen. Er suchte nichts, war nur ungeduldig, dabei leer im Hirn.
Würde er morgen wiederkehren? Sich stellen? Oder von nun ab Umwege gehen und vor jeder Straßenecke fürchten, zur Erfüllung seines Versprechens aufgefordert zu werden? Hatte er denn wieder eine eingebildete Maulschelle abzubitten? Würden die Knaben jetzt den Koffer erbrechen, jetzt, während er seinen weißen Kater wider

die tückischen Versuche, ihm vom Schoße zu springen, zähneknirschend duckte und knetete? Würden sie sich bis zum nächsten Tage gedulden, vielleicht eine ganze Schar ihresgleichen zusammenziehen? Und er wünschte, sie möchten sich schon jetzt über den Koffer hermachen: denn sie würden die Puppe ja finden!

Sie würden sie finden. Sie heben sie auf, halten sie in den Fingern, schlagen sich, werden sie den Mädchen schenken —

Sie war da, solange er fest daran glaubte, und nur wenn er daran glaubte. Tränenverklärten Auges atmete er tief auf. Sein Lebensgrund war aufgeregt, daß er am Nachmittag aus seiner Schreibstube fortblieb und, von fremden Mächten gesteuert, bis in den Abend hinein durch die Stadt getrieben wurde, durch die Städte in der Stadt, die er nicht kannte.

Lichter steckten geometrische Figuren ab, spannen zwischen den grauen Wänden ein ungeheures Spinnennetz. Die Menschen hingen wie eine Beute darin und wußten es nur noch nicht.

Seine Füße maßen die fahlen Platten, niemandes Gesellen, auch die seinen nicht. Das Puffen ferner Züge scholl wie tonloses Bellen, und Engel wurden in den Gossen laut.

Er gelangte in den Tiergarten. In schattenzerzackte Wasserlachen steckten die Sterne lange ewige Trompeten, ihr Klang wurde von der Tiefe erstickt, doch weckte der Schall die schwarzen Algen zu leisem Rieseln auf, polypenartige Algen, — oder waren es die schwarzgläsernen Wipfel, die von den Bäumen fielen? Geheime Kräfte der Fernen verbanden sich wirkend in ihrem sichtbaren Gleichnis, das spürte er — und sie ließen ihn ungerührt mit seiner stumpfen Seele draußen.

Die Erde gehörte niemand. Sie war auch dem Auge kein Vaterland.

Sie rollte vor ihren Propheten her wie eine Murmel, sie setzten den Fuß nicht auf sie und kannten sie nicht.

Wie nur hing sein Weltkummer mit der Puppe zusammen? Wie war er überhaupt dazu gekommen, sich ihr Dasein einzubilden?

Mit halben Gedanken hatte er dem Koffer seit dem ersten Vorüberschreiten einen Inhalt zugefabelt. Bald war es eine Tabakspfeife gewesen, bald eine steife mürbe Drillichjacke, durch deren Schluchten und Schlünde Ameisen rannten, bald ein spitzer staubiger Strohhut, wie man ihn den Omnibuspferden gegen die Hitze aufsetzt, bald eine vertrocknete Scheibe Pumpernickel in Staniol, bald ein zerschlissener Muff. Zuletzt hatte sich in ihm die Vorstellung festgesetzt, es müsse eine Puppe sein. Er sah sie auf dem Rücken liegen, ein Zeitungsblatt bedeckte ihre immer lachenden Porzelanpausbacken und ihre immer offenen Augen, welche vor den allzunahen, übermäßig vergrößerten Buchstaben vielleicht schielten. Allmählich war ihm das Vorhandensein der Puppe zur Selbstverständlichkeit geworden. Sie verwandelte sich in eine Art von Talisman für ihn, wie die Wurzel der Mandragora für wundersüchtige Geschlechter früherer Jahrhunderte.

Bei solch geordnetem Nachsinnen über die Geschichte seiner Verstrickung kam der Trost des Vergessens über ihn.

Er aß in der Friedrichstadt zur Nacht und fuhr dann auf der Stadtbahn heim. Zerstreut sah er auf sein Spiegelbild im Coupefenster. Aber schwebte nicht dort die Puppe? Im Himmel.

Bekleidet mit mondgelbem Gewande, schoß sie aus der Tiefe der Stadt. Die Siegessäule? Was tat's! Schon lief sie rasch über Fabriken und Speicher wie auf höckeriger Straße der Sternendolde entgegen, so sanft lief sie, daß die Mäuse unter den betretenen

Dächern in ihren Sprüngen nicht gestört wurden, und daß die ihnen nachhuschenden Katzen dicht vor ihren Füßen die Köpfe mit der Beute schlenkerten. Dann stutzten sie vor der Göttin, warfen sich auf lautlosen Pfoten in die Höfe der wüsten Stadt, und die Göttin stürzte sich ihnen nach. In den bleigrauen Hofgruben standen eiserne Pumpengespenster; die Schwengel ragten wie Perrückenzöpfe. Die steifbezopften Gespenster verneigten sich vor der goldenen Dame, von der ein Blitz ausging, daß die Katzen pfauchten und die Bürger hinter den schwarzen Scheiben sich die Augen rieben.

Friedrich Schedel zwinkerte mit den seinen. O, in so widerstandslosem Traumtreiben lag keine Gefahr.

Windstill dem durch jeden Atem zu zerblasenden flaumenleichten Bildertruge hingebreitet, schlief er ein. —

Aber schon am frühen Morgen des anderen Tages ging er vor dem Drahtzaun zwischen den beiden Brandmauer-Segeln auf und ab. Es regnete. Die Nesselwälder zappelten in der Windfrische. Der Koffer ragte unberührt an seinem alten Fleck.

Er ist leer, dachte Schedel. Eine unempfindsame Haut war um seine Seele gewachsen.

Er ist leer.

Wie? — Nicht? Doch nicht?

Die alte Zwangsvorstellung bohrte.

Ein Ende zu machen, hätte er den Zaun überstiegen, wären nicht immer Leute auf der Straße vorübergekommen.

Der Bann seiner Narrheit hatte etwas unheimlich Lähmendes. Er ging voran, kam wieder, riß sich nicht los. Das haltlose Leid in ihm war irgendwie die Ursache der Gegenstände ringsumher, ohne dieses Leid wären sie nicht so sicher sie selbst gewesen.

Er sah satte Motten in seinem Kleiderschranke kriechen, fühlte peinlich den Speichel eines dankbaren Hundes seine Hand betropfen, wie ein Bettler im Morgenland für deine Gabe drei Tropfen Rosenöl auf dein Kleid träufelt, und: „Menschheit! arme Brüder!" scholl es aus dem ungeheuren verwölkten Dome herab.

Da sah Friedrich Schedel die beiden Kinder mit Schultornistern auf dem Rücken von ferne herankommen. Er ging ihnen langsam entgegen. Sie stießen sich an, beschleunigten ihren Gang und fragten schon auf zehn Schritt, ob sie nachsehen sollten.

Ja, antwortete Schedel. Triumphierend sah er andere Kinder dazutreten, viele, immer mehr, Knaben und Mädchen. „Sei einfach, sei ruhig," klangen ihm seine Ohren zu, „wie das wochenlang reglose Ei, wenn sich der Vogel in seinem Dotter bildet." Er gab seinem Körper eine lose Haltung, rief alle rebellische Wallung aus Fingern, Armen, Beinen und Rumpf ab, schlug gemächlich, etwas schwer, mit den Augenlidern, wie man ohne Hast ausgelesene Buchseiten umblättert.

Die Knaben waren über den Zaun gesprungen und wateten durch die Nesseln.

Was schadete es denn auch, selbst wenn der Koffer leer wäre, fragte es plötzlich in Schedel.

Doch als er den Zweifel seines Herzens vernommen hatte, verzog er schmerzlich das Gesicht.

Dann erzitterte er, raffte die entspannten Glieder wie in ein Bündel und eilte auf den Zehenspitzen, hastig wie gestern aus dem Mittagslokale, davon, floh, — floh.

„Ich bin elend," stotterte er leise hervor, stapfte immer rascher, kam ins Laufen, sprang.

Am Fehrbelliner Platz holte ihn ein Wagen der elektrischen Bahn ein. Entschlossen stürmte er vor den Wagen, stand geschlossenen Auges eine Sekunde und fegte dann mit breiten Schritten zwischen den Gleisen vor dem Wagen her. Als dieser ihn beinahe erfaßt hatte, der Fahrer wütend läutete, bremste und schrie, tat er einen Satz beiseite.

Aber er gab seinen Entschluß nicht auf und stellte sich einer zweiten Tram, die aus der entgegengesetzten Richtung heranfuhr, zur Vollstreckung seines Schicksals. Wieder hielt er nicht stand und marschierte bald töricht vor dem Wagen, lief wieder, verließ wieder die Schienen nicht. Das Quietschen und Rollen kniff in seine Ferse, das Schäumen der Oberleitung brauste ihm im Nacken, das Fluchen und Klingeln riß an seinen Ohren. Er galloppierte. Seine große Hand umklammerte in der Tasche sein unförmiges Portemonnaie, und er trug es unsichtbar wie eine große Knolle Mut.

Von Atemnot überwältigt, warf er endlich seinen Körper seitlich herum, sprang in die Luft wie ein getroffener Hase, stolperte und brach im Rinnstein zusammen.

Er regte sich nicht. Vorübergehende richteten ihn auf und führten ihn eine kleine Strecke.

Oskar Loerke.

Aus „Hans im Glück"

Ich habe Heimweh unbeschreiblich.
Von Tränen ist der Blick verhängt.
Ich fühle fern mich, süß und weiblich.
Von Himmelssternen ganz versengt.

Ich habe manchen Mensch durchtastet.
Und schlief auf manchem Winterplatz.
Doch nirgends hab ich recht gerastet.
Du Blutherz bliebst mein einziger Schatz.

Und noch der Sonn-Frucht Köstlichkeit.
Monds Segel-Wiege: aller Stirne.
Mein armer Tag sei euch geweiht!
..Zypressen ragen steil zu Firnen.

Johannes R. Becher.

E. R. Weiß.

Gebet

Berauschte wir an Marsch und Bajonetten,
An Adlerglanz und hellem Trommelzug...
Sie sanken hin auf blutigen Trümmerstätten.
Jetzt hat der Gott genug.

Hinab in Schluchten rasselten Attaquen.
Voran du Jüngling, weicher Sonn umtobt.
Nun streckt sich weit die Öde der Baracken,
Mensch: Tod und Grab verlobt...

O daß Erkenntnis zög, ein lind Gewitter,
Ob der Ruinen grauserem Niederfall!
Ihr Engel harft, daß die Tyrannen zittern
Die Türme des Verfalls!

Daß ihre Brust erklirrt, in Instrumente
Zum Preis des Geistes tönend umgefacht.
Daß wieder heilige Firmamente
Durchleuchteten die Erdennacht.

Johannes R. Becher.

Arbeit

Das Lob der Arbeit singen, hieße das Lob des Endlichen, das Lob des Toten und Vergänglichen, das Lob des Starren an der Materie, das Lob uralten Fluches singen.

Arbeit ist der Materie vergiftendes Reagens. Sie überträgt von der Materie das Lastende, das Schwere, das Hemmende, das Rückständige, das Widerstrebende auf den Menschen.

Daß der Mensch aus Erde gewachsen, an Erde gebunden, erkennt er aus der gebieterischen Forderung der Arbeit.

Erkennet wieder nach des umflorten Geistes stammelnden Preisungen der befreienden Macht der Arbeit, daß sie in Wahrheit ein Fluch ist. Seid eingedenk der alten Sage von der Vertreibung aus dem Paradies: „Im Schweiße eures Angesichts sollt ihr euer Brot essen." Das ist der Fluch der Arbeit. Sie ist nicht verliehen, als etwas Befreiendes, in die Lüfte Hebendes, sie ist uns angehängt als Fessel, sie nietet uns unlöslich an die Erde, an das Träge, an das Verwesende, sie hemmt jeden Schritt, der die Meilensteine übereilen will, sie reißt jeden Blick, der über die Wolken strebt, herab, sie läßt jede Hand, die nach der blauen Blume langt, an ihrem Stahl und Feuer verdorren.

„Arbeit macht das Leben süß" ist ein bitterer Trug. Denn Arbeit ist die rohe, unumwundene Forderung der Materie an den an Materie gebundenen Menschen. Sie ist das niederste, erbärmlichste und primitivste Mittel der Auseinandersetzung des im Geiste wurzelnden aber an die Masse gebundenen Menschen mit dieser Masse.

Wehe aber wenn er dies Mittel der Auseinandersetzung hypostasiert zu Zweck und Ziel.

Wenn er ohne Vorsicht eintritt in ihr Reich, so ist ihm, als ob ihn ein weiter Irrgarten umfänge. Nach allen Richtungen strahlen Wege auseinander zu Berg zu Tal, vereinigen sich wieder, kreuzen sich, bilden ein unentwirrbares Netz. Im blinden Trieb der Arbeit jagt er dahin, sieht nur stets die Spanne Wegs, die vor ihm liegt und sich immer wieder mit kleinen Wendungen erneut. All diese Spannen, die er in atemlosem Laufe bezwungen hat, legt er des Abends bei Seite; ihre Menge wächst und wächst, zu Hauseshöhe, zu Bergeshöhe. Er vergißt zu fragen, nach welcher Richtung sie weisen, wo sie verankert und gegründet sind. Der Rausch der Kraft läßt keine Muße. Denn je schneller er läuft, desto mehr scheinen seine Kräfte zu wachsen, und desto stärker leckt in ihm die Gier nach immer schnellerem Lauf empor. Er wähnt es Wachstum der Kraft, und es ist doch bloß Fieber der Hast, was ihn packt und hetzt. Wenn er eines Tages müde ist und ruhen will, dann weiß er nicht, wo er sein Haupt hinlegen soll, um etwas Helles und Stilles zu sehen, was bis zu den Himmeln reicht. Rings ist er von der rauhen zausenden Luft der Arbeit umgeben, von dem schmerzenden Rhythmus ihres eisernen Getriebes, von Bergen zusammenhangloſen Stückwerks. Da liegen die vielen Teile im wirren Chaos aus langen Tagen und ruhlosen Nächten, vieles vielleicht was glänzt, was aber seinen Glanz leer und nutzlos verstrahlen muß, da er nicht weiß, wo es anzufügen und einzurammen ist, damit dem Glanz tiefe neue Nahrung werde.

Und wer gar hingeht zur Arbeit hilfesuchend, um Dunkelheiten, die ihm wurden, zu heilen, der stürzt offenen Auges und doch nicht

sehend in den Abgrund. Denn dann erkennt sie seine Schwäche, lockt doppelt verheißend, Vergessen und süßen Dämmer versprechend. Wenn er dann das erste funkelnde Stück geschmiedet hat, wird er schon trunken von Glut und Glanz, stürzt er kopfüber hinein in die tosende Brandung, bis dann eines Tages seine Kräfte lahmen, er zurücksinkt und die ganze gehetzte Fülle der gewesenen Tage plötzlich drückend und zerschmetternd auf ihm lastet, und er nicht begreift, wohin sie soll, wohin sie weist. Was ihm Ziel war, so lang er in ungezügelter Kraft sich ihm hingeben konnte und ihn in dieser Zeit labte, wirft sich jetzt auf ihn zurück und frägt: „Was wolltest du mit mir?" Er aber weiß keine Antwort, denn was jetzt nach seinem Ziele frägt, war ja selbst ihm Ziel.

Aber die Arbeit macht nicht nur hierfür blind. Sie macht blind für alles, was jenseits der starken, geraden eisernen Linien liegt. Sie macht blind für das, was in den grünlichen Träumen der Meere schlummert, sie macht blind für den Duft an den Dingen, für das Tönen der Stille, für den Glanz der Sterne, für das Raunen der Schatten, für das Streicheln der Strahlen, für stummer Blicke Gebete.

Sie ist despotisch und duldet nicht, daß du die Dinge unter andern Winkeln siehst, als die ihren. Sie verlangt, daß in jedem Ding, in jedem Stern, in jedem Wort, sie selbst gesucht werde. Sie will das Prinzip aller Verbindungen sein, die du eingehst mit den Erscheinungen der Welt. Wohl dem, dem die Arbeit noch hart ist, vor dem sie liegt wie die träge Masse eines zu wälzenden Berges, den sie quält, dem sie sich anhängt mit tausend blöden Klammern und Ketten, den sie hemmt und den sie stöhnen macht.

Wohl dem, der noch den Müßiggang liebt, das schöne Treiben

im Strome der Dauer, das Dahinschlendern an Seeufern, das Träumen an Meeresstranden, das Schauen der ans Ufer rollenden Wellen, das süße Morgenhingestrecktsein in seidenen Betten, das langsame leuchtende Schlürfen duftender Schokolade, das ziellose, leise Huschen über Teppiche, das Berühren von köstlichem Marmor, das Streicheln weicher Pelze, das Sehnen auf Balkonen und den Blick in tiefe Parke, das wiegende Sausen in Autos, die in blaue Länder fahren, wohl dem, der noch das ziellose leidenschaftsgedämpfte und doch so süße und schmeichelnde Hingeben an den Müßiggang kennt. (Nicht jenes ausbeutende, vom Geist der Ratlosigkeit besessene Greifen und Hasten nach fiebernden Genüssen, denn das ist der vom Rausch der Arbeit künstlich getriebene aufreibende Müßiggang, das ist Müßiggang orientiert am Princip der Arbeit.) Jenen Müßiggang meine ich, der Schauen, Staunen, Geschehenlassen ist, der Hingabe ist an die breite, weite, strömende Zeit, an das Helle, an das Hohe, an das Süße, an das was irgendwo aus Lüften klingt, was aus dem schwebenden Fallen eines Blattes spricht, aus den Gestalten ziehender Wolken, aus dem Rhythmus abendlichen Vogelschlages.

Aus diesem Müßiggang laß dich nicht zur Arbeit erwecken. Denn eines Tages wird selbst etwas in dir erwachen, etwas seltsam Bewegendes, Treibendes, Kreisendes. Es wird ein Erwachen sein zum Schaffen. Du wirst dann nicht mehr Arbeiter sein, sondern ein Schaffender.

Für den flachen Blick mag beides dasselbe scheinen. Und doch sind es zwei Pole durch Sternenaxen getrennt. Denn Arbeit ist Analyse, wahnwitzig, ohne Ende, Aufstapelung von Stein und Eisen. Schaffen aber ist Synthese, sinngegründet, unendlich, in kosmischen Zu-

sammenhängen. Und Schaffen ist nicht nur Tat, Schaffen ist jeder funkelnde Gedanke, jeder Schrei der Seele, jeder Strom der Liebe, jeder Schlag des Herzens der sich weiß und will, Schaffen ist Werden im Kosmos und Werden des Kosmos. Wohl wirst du auch noch Arbeit tun, denn wo Materie ist, so wie sie ist, ist auch Arbeit.
Aber sie wird nicht mehr das Riesengespenst sein, das
dich umhüllt und mit seinem Nebel dich blendet,
sie wird jetzt neben dir hergehen wie ein Hund,
den du gebändigt und der dir gehorcht.

Robert R. Schmidt. Oktober 1917

Herausgegeben von Paul Zech. Handpressendruck
in 150 Exemplaren von E. W. Tiessenbach
in Berlin-Steglitz Februar 1919.
Papier J. W. Zanders.
Ex Officina
Serpentis

Das neue Pathos

Mitteilung an die Subskribenten.

Infolge der durch Krieg, Revolution und Waffenstillstand geschaffenen schwierigen Verhältnisse, war es uns bislang nicht möglich, das zur Herstellung des 3. Heftes notwendige Pergament und holländisch Bütten zu beschaffen. Verleger und Herausgeber sahen sich daher gezwungen, das Erscheinen der Zeitschrift auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Ein Eingehenlassen der mit großen Opfern begonnenen Zeitschrift ist jedoch nie in Erwägung gezogen worden.

Heute endlich sind wir in der Lage mit der Anfertigung und Auslieferung eines handgeschöpften Papiers zu rechnen. Die Fertigstellung des zum Teil ausgedruckten 3. Heftes ist in die Wege geleitet worden. Die Auslieferung wird (ohne Berechnung von Mehrkosten für die alten Subskribenten) auf etwa Mitte Juli zu setzen sein. Mit dem 3. Heft soll der zweite Jahrgang schließen. Für neu hinzutretende Subskribenten, denen noch einige Nummern zur Verfügung stehen, ist der Preis des ganzen

Jahrgangs in der Ausgabe A auf 300 Mark, in der Ausgabe B auf 100 Mark festgesetzt worden.

In engster Verbindung mit der Zeitschrift sind drei Jahrbücher und zwar für 1914-15, für 1917-18 und 1919 erschienen. Der Preis für diese, auf bestem deutschen Bütten und mit schwarz und rot handgedruckten Bücher, von denen das letztere noch mit je einem Steindruck, Holzschnitt und einer Radierung geschmückt ist, beträgt je 10, 15 und 20 Mark. Die wenigen, noch vorhandenen Exemplare können durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage bezogen werden.

Über die weitere Fortführung der Zeitschrift, deren künftigen Preis, Erscheinungsart und künstlerische Ausgestaltung soll den Subskribenten ein besonderer Prospekt zugehen.

Verleger und Herausgeber der Zeitschrift
„Das neue Pathos"
E. W. Tieffenbach, Robert R. Schmidt,
Paul Zech.

Maria Lühr.